

Zeitschrift:	Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz
Herausgeber:	Verein kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz
Band:	10 (1903)
Heft:	19
Artikel:	Apologetisches über die menschliche Sprache, verglichen mit den Tierlauten
Autor:	Kronenberg, I.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-532137

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Apologetisches über die menschliche Sprache, vergleichen mit den Tierarten.

(Konferenzarbeit von Ig. Kronenberg, Pfarrer, Meierskappel.)

Man bekommt es in Zeitungen und Zeitschriften genügend oft zu lesen, es macht sich in der Gelehrtenwelt immer mehr eine Richtung geltend, die dem Geiste der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Krieg erklärt, nämlich dem Geiste des Atheismus, des krassen Materialismus und vor allem der damit in enger Verbindung stehenden sogen. Affentheorie. Tatsächlich gibt es heutzutage nicht wenige hoch angesehene Naturforscher, die, obwohl weit davon entfernt, Katholiken oder gläubige Christen zu sein, doch offen und unumwunden die Affentheorie als eine abgetane Sache erklären. Es wäre leicht, eine ganze Reihe glänzender Namen zu nennen, statt dessen zitiere ich nur den Ausspruch des Naturforschers Karl Snell, welcher sagt: Ich glaube nicht an den Darwinismus, weil ich an die Wissenschaft glaube. Wir dürfen uns aber dabei nicht etwa der Illusion hingeben, als ob damit diese Theorie auch aus der Welt geschafft sei, vielmehr macht sich auch hier das alte Gesetz geltend, daß Ideen von weittragender Bedeutung, besonders religionsphilosophische und soziale Ideen nur nach und nach in die tiefen und breiten Schichten des Volkes dringen, daß aber dieser Prozeß, wenn er sich einmal abspielen angefangen hat, sich kaum mehr aufhalten läßt. So ist es lange gegangen, bis die Affentheorie beim gewöhnlichen Volke Eingang gefunden hat, aber jetzt, wo ihr Kern in der Wissenschaft zu verbllassen beginnt, jetzt erleben wir es, daß sie in der Arbeiterbevölkerung der Großstädte ein gewaltiges Heer von Anhängern angeworben hat, was um so weniger auffallen kann, als selbst die Männer der Wissenschaft augenscheinlich nur mit dem größten Widerstreben die Resultate jener ernsten Forscher entgegennehmen, welche die völlige Haltlosigkeit der Affentheorie darzutun sich bestreben. „Es wär' zu schön gewesen“, diese Affentheorie bot dem Atheismus und Materialismus auch gar zu bequeme Waffen gegen Spiritualismus und Offenbarung, und es ist fast unmöglich, sie zu entbehren, und nur die dringendste Logik der Tatsachen kann schließlich diese Herren aus dem erträumten Affenparadies vertreiben, während es sich dann erst recht mit Anhängern aus den Halbgibdeten und Arbeiterkreisen füllen wird.

Ein Beweis für diese Behauptung liegt darin, daß ein Drama, welches vor letztes Jahr in Berlin aufgeführt wurde („Der Probekandidat“, von Max Dreyer) einen großartigen Erfolg hatte, weil es

einen Lehrer zum Märtyrer der guten Sache stempelte, der von seinem Posten entfernt wurde auf die Anklage hin, seinen Schülern darwinistische Ideen beigebracht zu haben. Noch auffallender ist es und bringt uns zugleich unserm speziellen Thema näher, daß vor kurzem noch ein Buch erscheinen konnte, mit dem Titel: Die Sprache der Affen (the speech of monkeys), welches den Beweis antritt, daß die Affen sich zur gegenseitigen Verständigung ebenso gut einer artikulierten Sprache bedienen wie die Menschen. Ohne mich speziell mit diesem etwas abenteuerlichen amerikanischen Buche zu beschäftigen, scheint es mir doch ein Gegenstand von großer Wichtigkeit, darzutun, daß die Sprache des Menschen von den Tieraufzügen grundwesentlich verschieden ist, so sehr, daß dieser einzige Umstand schon eine unüberbrückbare Kluft bildet zwischen Tier und Mensch. Um dies zu beweisen, müssen wir uns vorerst an die Frage machen: Wozu hat der Mensch die Sprache, und wozu braucht das Tier seine Stimme?

Das entscheidende Axiom, auf dem alle Ausführungen zur Beantwortung dieser Fragen fußen müssen, ist der alte thomistische Satz: tantum in operatione quantum in intellectu, auf die menschliche Sprache angewandt heißt das: Die Sprache ist jene Tätigkeit des Menschen, durch welche er die intellektuellen Vorgänge seines Innern in artikulierten Lauten kundgibt. Um sprechen zu können, ist aber vorerst ein Sprachorgan notwendig, und nun haben wir da vor allem die auffallende Erscheinung, daß Sprachorgane nicht nur dem Menschen, sondern auch dem Tiere eigen sind und zwar, daß der Unterschied der Sprachorgane des Menschen zwischen dem der höhern Tiere kein wesentlicher ist, sodaß, wenn wir nur das Werkzeug ins Auge fassen, die Möglichkeit vorhanden wäre, daß auch das Tier die Erkenntnisvorgänge seines Innern durch Worte und Begriffe kundgeben könnte. Tatsächlich kann man ja Tiere zum aussprechen menschlicher Lautverbindungen abrichten.

Aber nicht nur das, sondern wir beobachten es täglich, daß das Tier seine Stimmorgane von sich aus braucht nicht nur um das anzeigen, was es empfindet, sondern sogar um sich andern Tieren verständlich zu machen. Aus dieser Beobachtung ist darum schon in der ältesten Zeit durch menschliche Einbildung den Tieren wirkliche Sprache beigelegt worden, sagenhafte Berichte melden uns von einem goldenen Zeitalter, wo die Tiere und die Menschen die nämliche Sprache mit einander redeten und wie Menschen durch Genuss einer weißen Schlange oder eines Drachenherzens den Schlüssel zur Sprache der Tiere finden. Jedenfalls können wir in diesen Berichten den mächtigen Zug im Menschenherzen erkennen, in die tiefen Rätsel einzudringen, die sich auch

heute noch dem Menschen im Leben der Tiere vor das sinnende Auge stellen. Mehr aber als solche Sagen müssen uns objektive Berichte über die Verlautbarungen der Tiere aus den ältesten Zeiten interessieren, da sie uns dann einigermaßen erkennen lassen, ob die Tierlaute auch in ähnlicher Weise wie die menschliche Sprache sich im Laufe der Zeiten geändert haben, ob sich da irgend ein Fortschritt konstatieren lasse im Laufe der Jahrtausende.

Das älteste Denkmal menschlicher Kultur ist aber unstreitig die menschliche Sprache, und diese gibt uns in ihren Stammformen vielfache Beweise dafür, daß die Tierlaute seit den ältesten Zeiten bis auf heute stabil geblieben, daß also die Hunde heute noch ganz gleich bellen, die Ziegen gleich meckern, die Pferde gleich wiehern &c. wie zu jener Zeit, als zum erstenmale diese Laute an menschliche Ohren schlugen. Die Stammformen der Wörter, die wir zur Bezeichnung dieser Laute brauchen, sind meistens den Naturlauten nachgebildet und stimmen in den meisten Sprachen genau mit einander überein. Ich erinnere z. B. nur an die mekadas aigas des lieblichen Polyphem im neunten Gesang der Odyssee, also einer Dichtung, deren Entstehung wir etwa 2800 Jahre in die Vergangenheit zurückversetzen müssen. Der Stamm ist hier mek wie im deutschen Worte meckern. Ähnliche Beweise würden sich bilden bei etymologischer Untersuchung der Wörter quacken, wiehern. Es wiederholt sich eben auch im Sprachvermögen der Tiere, wenn wir überhaupt diesen Ausdruck brauchen dürfen, das nämliche Gesetz, das wir in allen übrigen Fähigkeiten derselben beobachten, daß alle Tiere nach einem in sie gelegten Triebe leben und handeln, der an sich keiner Steigerung fähig ist und oft von Anfang an eine, selbst für den Menschen unerreichbare Tätigkeit in sich birgt. Welcher Ingenieur will es wagen, ein Spinn gewebe herzustellen oder eine Honigwabe mit jener Genauigkeit, wie sie die Biene macht? Freilich kann der Mensch einigen Tieren gewisse Fertigkeiten beibringen, er kann sie abrichten, aber es ist wichtig, zu beachten, daß je höher der natürliche Kunstrieb eines Tieres ist, es um so weniger für Abrichtung empfänglich ist, und wenn Papagei, Falke, Hund und Pferd sich bis auf einen gewissen Grad dem Willen des Menschen ergeben, so würde alle seine Mühe umsonst sein an einer Biene oder Ameise. Und selbst das, was den Tieren angelernt wurde, empfinden diese selbst meist als etwas Fremdes, nicht für sie Passendes, indem sie es von sich aus nicht üben und gern wieder in ihre natürliche Ungezwungenheit zurückkehren und das Angelernte vergessen.

So stehen wir denn vor der unumstößlichen Tatsache, daß die Tierlaute sich, so weit menschliche Wissenschaft zurückgeht in die Ver-

gangenheit, gleich geblieben sind, daß sie sich nicht fortentwickelt haben, was uns gewiß zu dem Schluße berechtigt, daß sie überhaupt der Entwicklung nicht fähig sind. Das ist aber auch gar nicht nötig, denn jene Laute, deren das Tier fähig ist, genügen vollständig, um sein sinnliches Erkennen, so weit dies nötig, nach außen kund zu geben. Auch der Mensch befindet sich in der ersten Zeit seines Daseins in einem Zustande, der dem tierischen sehr nahe steht, und da ist es auch das Einzige, was der Mensch nicht zu lernen braucht, was jeder vom ersten Augenblicke an kann, und was bei allen Völkern das nämliche ist: Tierlaute, nämlich das Schreien, Wimmern, Weinen, Stöhnen und andere Ausbrüche leiblicher Empfindung, was aber alles so gut wie die Tierlaute, mit der menschlichen Sprache gar nichts zu tun hat. Und wer hätte sich selbst nicht schon auf Tierlauten ertappt in Ausrufen plötzlichen Erschreckens und anderer Affekte, wo wir uns erst durch Reflexion bewußt werden, daß wir diesen Laut ausgestoßen haben? So wie alle Menschen auf Erden im Alter der Unmündigkeit und in gewissen Affekten sich in diesen Naturlauten ähnlich sind, so auch alle Tiere jeder Gattung unter sich, indes würde z. B. ein Sperling, obgleich er das Organ dazu hat, niemals dazu kommen zu singen wie die Nachtigall, auch wenn er von frühester Jugend auf und sein ganzes Leben mit Nachtigallen verkehrte. Auch sind wir zu der Frage berechtigt: Wenn doch einige Tiere, wie die Affen, darauf so veressen sind, menschliche Bewegungen nachzuahmen, warum kommen sie denn nicht auch darauf, ihre Sprache nachzuahmen, da sie doch das Organ dazu haben? Die Antwort für all das liegt in unserm Axion: tantum in operatione quantum in intellectu, das Tier hat nie eine Sprache gehabt und wird nie eine Sprache bekommen, weil ihm die Grundlage dazu fehlt, daß Denken.

Gerade weil der Mensch denken, Begriffe bilden kann, deshalb kann er auch sprechen. Schon der Name Mensch heißt ja nichts anderes als Denker; während die Tiere schon in den alten Sprachen als die undenkenden, unredenden, stummen vorgeführt werden, begegnet uns der Mensch schon in der ältesten bekannten Sprache, im Sanskrit, unter dem bedeutsamen Namen manudscha, der sich in unserer deutschen Sprache bis auf heute erhalten hat in dem althochdeutschen manuscon, dem gegenwärtig im Gebrauch stehenden: Mensch; manudscha heißt aber nichts anderes als der Denkende, welches Wort, wie kein anderes, das eigentlich Wesentliche des höchsten Geschöpfes auf Erden heraushebt.

• (Fortsetzung folgt.)